

15. Das Brüllen

Ungefähr ein Jahr nach meiner Krebsdiagnose erfuhr meine Mutter, dass sie Geschwüre im Darm hätte, die bösartig sein könnten. Die Ärzte rieten ihr dringend, sich einen Teil des Darms entfernen zu lassen. Meine Mutter entschloss sich innerhalb einer Woche dazu.

In der Nacht vor ihrer Operation rief sie mich aufgelöst aus der Klinik an. Sie hatte Angst und schien an ihrer Entscheidung zu zweifeln. „Ich möchte es so machen wie du“, sagte sie kläglich, aber auch aufmüpfig. Ich widersprach ihr so sanft wie möglich. Wir redeten über eine Stunde, es war schon fast Mitternacht, so spät hatten wir noch nie miteinander telefoniert. Ich wusste, dass meine Mutter bei ihren zahlreichen Krankheiten und Beschwerden immer auf die Schulmedizin gebaut hatte. Sie hatte viele Enttäuschungen damit erlebt. Dennoch: Für sie ist die moderne Medizin eine der Säulen ihres Lebens und Glaubenssystems.

Sie war übrigens gar nicht einverstanden, als ich mich nach dem Abitur entschloss, nicht etwa ihr Traumfach Medizin, sondern Psychologie zu studieren. Ich glaube, mittlerweile hatte sie mir verziehen, dass ich nicht die Frau Doktor in Weiß geworden bin. Ihr Verhältnis mit der Schulmedizin ist stark und lässt sie einen guten Teil ihrer Lebenszeit in Wartezimmern, Behandlungsräumen, Krankenhäusern und Kurkliniken verbringen. Mir schien es nicht darum zu gehen, dass sie in diesem kritischen Moment den Pakt aufkündigte. Wir hatten seit Jahren

über Alternativmedizin geredet, Freunde meiner Eltern hatten sich der Makrobiotik, der Homöopathie oder den Kneippschen Anwendungen verschrieben. Meine Mutter war daran auf eine flüchtige Weise interessiert, die nie lange anhielt.

Sie war mir später übrigens sehr dankbar für meine Intervention am Vorabend des Eingriffs und erwähnte vor anderen Menschen immer wieder, wie einfühlsam ich für sie dagewesen sei.

Nach der Operation beglückwünschte der Arzt sie zu einem krebsfreien Darm. Mir fiel auf, dass nie jemand bestätigte, dass sie tatsächlich Krebs gehabt hatte, aber das behielt ich für mich.

Meine Mutter fuhr zur Rehabilitation in die Klinik für Tumorbiologie in Freiburg. Dort besuchte ich sie im zweiten Jahr meiner eigenen Erkrankung. Ich konnte in einem Zimmer übernachten, das als Krankenzimmer nicht benötigt wurde, auf demselben Flur wie das meiner Mutter lag und einem guten Hotelzimmer glich. Die Schwestern und Pfleger waren reizend, sie schienen gerne Zeit mit den PatientInnen zu verbringen. Meine Mutter fühlte sich umsorgt und zeigte mir stolz das Schwimmbad, den Musiktherapieraum und die Kapelle für die innere Einkehr.

Da ich gegen Abend ankam, gingen wir bald in den Speisesaal zum Essen. Ich werde nie in meinem Leben die Atmosphäre dort vergessen. Das Personal war ausgesucht freundlich, begrüßte alle eintreffenden PatientInnen mit Namen und reichte ihnen die Abendkarte. Die Patientinnen, gegenüber den Männern stark in der Überzahl, trugen einfallsreiche Kopftücher und Turbane oder ungewöhnlich kurze Haare. An den Tischen hatten sich bereits feste Gruppen gebildet, ich wurde gegenüber meiner Mutter dazwischengeschoben. Es herrschte ein angeregter Geräuschpegel. Obwohl vieles an ein Restaurant in einem Vier-Sterne-Hotel erinnerte, gab es dennoch etwas, das

anders war – und dabei handelte es sich nicht um die Frisuren der Gäste.

Die vorherrschende Vibration im Raum sprang mich geradezu an: Es war nicht Angst, wie ich vermutet hätte. Es war Wut, reiner und gewaltiger Zorn!

„Warum muss ich verdammt noch mal diese ganze Qual durchmachen?“, schien es mir entgegen zu brüllen.

Obwohl ich sehr hungrig war, konnte ich eine Weile nichts essen. Mir standen die Tränen in den Augen. Ich nahm die Bemühungen des Personals und der PatientInnen wahr, eine ganz normale Restaurant-Situation zu inszenieren, während darunter der Zorn wie vulkanische Lava glühte.

Ich hoffte darauf, dass die Kunst-, Musik- und Bewegungstherapien zumindest für einen Teil dieser aggressiven Kraft Ausdrucksmöglichkeiten boten.

Im Aufenthaltsraum sah ich später eine Fotoausstellung, in der die meisten Aufnahmen Gianna Nannini zeigten, eine Sängerin, die mich immer wieder hingerissen hatte mit ihrer kraftvollen erotischen Stimme und dem Brüllen in ihren Liedern. Ich nahm das als gutes Zeichen und verließ Freiburg am nächsten Tag, meine tapfer lächelnde Mutter auf dem Bahnsteig zurücklassend.